

## Editorial

---

Durch das Feld der Erforschung von Liebe im 19. und 20. Jahrhundert zieht sich eine markante Spur des Fragens nach der romantischen Liebe. Es ist eine Spur der Kontroversen, und zwar in mehrfacher Hinsicht.

Schon die inhaltlichen Formatierungen des Terminus „romantische Liebe“ differieren. Sie verstehen diese manchmal sehr breit gefasst – etwa als Anspruch auf individuelle Selbstentfaltung und Wahlfreiheit der Liebenden oder Liebe um der Liebe willen im Mikrokosmos eines Paares –, dann wieder als ganz spezifisches, ursprünglich an eine künstlerische und intellektuelle Avantgarde im Europa des ausgehenden 18. Jahrhunderts gebundenes und an deren literarischen Werken orientiertes Gefühlsarrangement.<sup>1</sup> In der neueren Geschichtswissenschaft wurde für diese Zeit der beginnenden Entfaltung des Ideals einer Liebesheirat, das die Ehe aus der traditionell vorherrschenden Bindung an soziale und ökonomische Bedingungen herauslöste, auch auf eine Anthropologisierung und Säkularisierung von Liebe verwiesen – bei gleichzeitiger „quasi-religiöser“ emotionaler Aufladung hin zu einer „Verschmelzung“ von Mann und Frau.<sup>2</sup> Die Soziologie wiederum hat aus den verschiedenen konzeptionellen Definitionen und historischen Ausprägungen eine Reihe von Merkmalen – etwa den Anspruch auf Einzigartigkeit und Exklusivität, die Herausbildung von Paarintimität, die Verbindung von sexuellem Begehren und emotionalem Empfinden, ein Zusammenfallen von Ehe und Liebe – zu einem Modell der romantischen Liebe gebündelt, das bis in die Gegen-

---

\* Wir danken Nina Verheyen für ihre auch kritischen Anmerkungen.

1 Vgl. z. B. Niklas Luhmann, *Liebe als Passion. Zur Codierung von Intimität*, Frankfurt a. M. 2001<sup>6</sup>; Wolfgang Müller-Funk, *Die Erfindung der Liebe aus dem Medium des Briefes*, in: Ingrid Bauer, Christa Hämmerle u. Gabriella Hauch Hg., *Liebe und Widerstand. Ambivalenzen historischer Geschlechterbeziehungen*, Wien/Köln/Weimar 2009<sup>2</sup>, 89–109.

2 Anne-Charlott Trepp, *Emotion und bürgerliche Sinnstiftung oder die Metaphysik des Gefühls. Liebe am Beginn des bürgerlichen Zeitalters*, in: Manfred Hettling u. Stefan-Ludwig Hoffmann Hg., *Der bürgerliche Werthimmel. Innenansichten des 19. Jahrhunderts*, Göttingen 2000, 23–55; vgl. auch dies., *Sanfte Männlichkeit und selbstständige Weiblichkeit. Frauen und Männer im Hamburger Bürgertum 1770–1840*, Göttingen 1996; Rebekka Habermas, *Frauen und Männer des Bürgertums. Eine Familiengeschichte (1750–1850)*, Göttingen 2002<sup>2</sup>; Claudia Honegger, *Die Ordnung der Geschlechter. Die Wissenschaften vom Menschen und das Weib 1750–1850*, Frankfurt a. M. 1991.

wart, wenn auch mit wechselnden Aneignungen, hohe gesellschaftliche Geltung habe.<sup>3</sup> Gleichzeitig wird in kritischer Perspektive auf die Ökonomisierung von Liebe und Romantik verwiesen, die im Kapitalismus des 20. Jahrhunderts unauflösbar mit Konsum verbunden seien.<sup>4</sup>

Hinsichtlich der aktuellen Relevanz von romantischer Liebe als gesellschaftlicher Leitidee gehen die Einschätzungen weit auseinander und reichen von einer fortdauernden Wirkmächtigkeit – in immer wieder neuem Gewand beziehungsweise verbunden mit der These einer Verflachung – über einen konstatierten Niedergang dieses Liebesmusters bis hin zu seinem neuerlichen Boom. Sexolog\_innen argumentieren, dass die romantische Liebe gerade am Anfang des 21. Jahrhunderts – zum Teil durch einen neuen Konservatismus in Bewegung gebracht – ein großes Comeback erlebe, während sie in den 1990er Jahren eher ihr Schwinden konstatierten. Ob diese Beobachtungen stimmen, lässt sich nicht klären, bedeutsam ist jedoch, dass solche Diagnosen den Erwartungshorizont der Menschen prägen.<sup>5</sup> Lebensweltliche Logiken und Sehnsüchte, kulturelle Diskurse sowie wissenschaftliche Debatten kreuzen sich bei den individuellen und gesellschaftlichen Formatierungen von Liebe auf vielfältige Weise; desgleichen die unterschiedlichen Modi, sich diesem Feld zu nähern: Liebe er/leben – darstellen – erklären.<sup>6</sup> Sie sind ineinander verflochten, konkurrieren miteinander und in sich selbst sind sie jeweils auch widerspruchsvoll.

Zu den „Argumentationen einer Darstellungs- und einer Erklärungsgeschichte der Liebe“<sup>7</sup> gehören vor allem der ästhetische Diskurs – bespielt von „schöner Literatur“, bildender Kunst, Musik, Film und populärkulturellen Artefakten aller Art – und die Deutungsarbeit der Wissenschaften von sozial- und kulturwissenschaftlichen Zugän-

3 Vgl. etwa Karl Lenz, *Romantische Liebe – Ende eines Beziehungsideals?*, in: Kornelia Hahn u. Günter Burkart Hg., *Liebe am Ende des 20. Jahrhunderts. Studien zur Soziologie intimer Beziehungen*, Opladen 1998, 65–85; vgl. dazu auch Kornelia Hahn, *Romantische Liebe als Phänomen der Moderne. Anmerkungen zur Soziologie intimer Beziehungen*, in: Yvonne Niekrenz u. Dirk Villány Hg., *LiebesErklärungen. Intimbeziehungen aus soziologischer Perspektive*, Wiesbaden 2008, 40–52.

4 Vgl. Eva Illouz, *Der Konsum der Romantik. Liebe und die kulturellen Widersprüche des Kapitalismus*, Frankfurt a. M. 2003.

5 Vgl. Dagmar Herzog, *Sexuality in Europe. A Twentieth-century History*, Cambridge 2011, bes. Kap. 5, 205–214 („Partnerships and Practices 1980–2010“), das auch die Spannung „Romantic liberality versus new conservatism“ thematisiert; sowie dies., *Postscript: Tomorrow Sex Will be Good Again*, in: Scott Spector, Helmut Puff u. Dagmar Herzog Hg., *After the History of Sexuality. German Genealogies With and Beyond Foucault*, New York 2012, 282–286, 286.

6 Vgl. Gerhard Neumann, „Erklär mir, Liebe“. *Eros auf der Schwelle zum 21. Jahrhundert*, in: Karl Heinz Götze u. Katja Wimmer Hg., *Liebe in der deutschsprachigen Literatur nach 1945*, Frankfurt a. M./Berlin/Bern u. a. 2010, 17–32.

7 Neumann, *Liebe*, wie Anm. 6, 19f. Zu ergänzen wären im sog. therapeutischen Jahrhundert auch noch die Lesarten der Liebe in diesem ebenfalls ungemein wichtig gewordenen Paradigma eines Rat-Gebens durch und Rat-Suchens bei Expert\_innen; vgl. etwa Peter-Paul Bänziger, *Liebe tun. Arbeiten an einer Emotion am Ende des 20. Jahrhunderts*, in: *Historische Anthropologie*, 17, 1 (2009), 1–16.

gen bis hin zu bio- beziehungsweise neurowissenschaftlichen Ansätzen; darunter etwa auch auf die Bedingungen von Objektwahl zugeschnittene biochemisch argumentierende Konzepte von *romantic love*, die auf experimentellen Versuchsanordnungen eines ‚scanning the brain in love‘ basieren.<sup>8</sup> Diese gut vermarkteten, auch mit verhaltensbiologischen oder verhaltensgenetischen Generalisierungen arbeitenden Deutungsszenarien, die stark an frühere biologistische Denkschemata erinnern oder gar deren Revival bedeuten, haben heute großen Einfluss auf alltagsweltliche Erklärungen.

Die geschichtswissenschaftliche Perspektivierung von Emotionen ist naturgemäß ein auf die Historisierung und Kulturrelativität von Gefühlen hin ausgerichtetes Kontrastprogramm zu solchen naturalisierenden und universalisierenden Thesen der Bio- und Neurowissenschaften, die ‚den Menschen‘ aus sozialen, ökonomischen und politischen Kontexten herauslösen.<sup>9</sup> Das Feld einer Erforschung von romantischer Liebe ist jedoch auch für Historiker\_innen in Bewegung geraten, es wird gerade gegenwärtig weiter sowie im Erkenntnisanspruch breiter, nicht zuletzt aufgrund der anhaltenden Konjunktur einer Geschichte der Emotionen.<sup>10</sup> Diese begleitet einen auffallenden Wandel bisheriger Forschungstrends: weg vom primären Interesse an der Geschichte der Sexualitäten und hin zu Ansätzen, die Sexualität und Liebe integrieren. Während in Verbindung damit die Genese romantischer Liebe im späten 18. Jahrhundert oder – noch konkreter – in der europäischen Frühromantik weiterhin konstatiert wurde und wird, läuft gleichzeitig eine kritische Neubewertung einer solchen Verortung, in räumlicher wie auch in zeitlicher Perspektive. Dabei wird dieses Konzept von Liebe, wie immer im Detail definiert, auch in früheren Epochen oder – wie in den schon genannten Wissensfeldern – in der in die Gegenwart reichenden Postmoderne gesucht, sowie in nicht-bürgerlichen Schichten oder nicht-heterosexuellen Paarbeziehungen. Die empirische Basis dieser Forschungen geht weit über die bislang oft dominierenden literari-

8 Vgl. etwa Helen Fisher, *Why we love. The Nature and Chemistry of Romantic Love*, New York, 2004. Vgl. auch die ausführliche, kritische Darstellung der psychologisch-experimentellen sowie der (neuro-)biologischen Emotionsforschung mit ihren universalistischen Modellen in: Jan Plamper, *Geschichte und Gefühl. Grundlagen der Emotionsgeschichte*, München 2012, 177–294 („Universalismus: Lebenswissenschaften“).

9 Nach Plamper, *Geschichte*, wie Anm. 8, 286–294, lassen sich jedoch innerhalb der Neurowissenschaften vermehrt kritische Zugänge ausmachen, die einen platten Universalismus des eigenen Faches hinterfragen und von daher für Kultur-, Geschichts- und Sozialwissenschaften „echte“ Kooperationsmöglichkeiten bieten würden.

10 Vgl. z. B. Ute Frevert, *Emotions in History – Lost and Found*, Budapest 2011; dies., *Gefühle definieren: Begriffe und Debatten aus drei Jahrhunderten*, in: dies., gem. mit Monique Scheer, Anne Schmidt, Pascal Eitler, Bettina Hitzer, Nina Verheyen, Benno Gammerl, Christian Bailey u. Margrit Pernau, *Gefühlswissen. Eine lexikalische Spurensuche in der Moderne*, Frankfurt a. M. 2011, 9–39; Barbara H. Rosenwein, *Theories of Change in the History of Emotions*, in: Jonas Liliequist Hg., *A History of Emotions, 1200–1800*, London 2012, 7–20; dies., *Worrying about Emotions in History*, in: *The American Historical Review*, 107 (2002), 821–845; William M. Reddy, *The Navigation of Feeling. A Framework for the History of Emotions*, Cambridge/New York 2001.

schen, hochkulturellen und normativen Quellen hinaus. Und mehr denn je rücken dabei auch außereuropäische Regionen und Liebeskonzeptionen in den Blick, die mit dem ‚westlichen‘ romantischen Liebesmuster verglichen werden.<sup>11</sup>

Der Ausgang dieser Denk- und Suchbewegungen ist offen. Aber in Verbindung mit den vielen konzeptuellen Anregungen der Emotionsgeschichte ermöglichen sie schon jetzt eine kritische Reflexion und damit Neubewertung jener kulturellen Leitidee, die in Europa – darüber herrscht noch mehr oder weniger Übereinkunft – erst im Laufe des 19. Jahrhunderts eine hegemoniale Stellung erhielt. Unbestritten scheint außerdem, aufgrund der zahlreichen Arbeiten feministischer Forscherinnen dazu, dass dieser Prozess parallel ging mit einer Umdeutung und Verengung frühromantischer Liebeskonzepte, für die zuvorderst und viel zitiert Wilhelm Schlegels „Lucinde“ steht und die noch eine gewisse Egalität der Geschlechter, gar Androgynität postuliert haben.<sup>12</sup> Danach setzte sich das von Dichotomie und Hierarchie bestimmte bürgerliche Geschlechtermodell durch, das Frauen ‚einschloss‘ – auch in die Liebe zwischen den Geschlechtern, die so zum ‚Fallstrick‘, zum besonders starken Moment einer Unterdrückung von Frauen wurde. Gerade auf eine solche Entwicklung in der Geschichte der Liebe im ‚langen‘ 19. Jahrhundert hat die Frauen- und Geschlechtergeschichte immer wieder hingewiesen; ihre zögerliche Auseinandersetzung mit heterosexueller Liebe ist nicht zuletzt darauf zurückzuführen. Gleichzeitig hat sie schon früh die von manchen Vertretern der Sozial- und Familiengeschichte der 1970er Jahre generierte These, dass Liebe als Voraussetzung einer Eheschließung erst ab dem späten 17. Jahrhundert – natürlich in Europa beziehungsweise, noch eingegrenzter, in England – „erfunden“ wurde, dekonstruiert und demgegenüber die Vielfalt, auch ein Nebeneinander verschiedener Liebeskonzepte in der (europäischen) Geschichte betont.<sup>13</sup>

Doch wie verhält es sich mit all dem im Detail? Was gewinnen wir für eine Geschichte der Liebe, die Historisierung der vielen Formen des Begehrens, der Sexualität, des Gefühls von Liebe, wenn wir ein von anderen Liebeskonzepten abgehobenes Leitbild und Praxen der romantischen Liebe filtern? War und ist sie tatsächlich ein

11 Vgl. etwa, in dieser Ausgabe von „L’Homme“ kritisch kommentiert: William M. Reddy, *The Rule of Love: The History of Western Romantic Love in Comparative Perspective*, in: Luisa Passerini, Liliana Ellena u. Alexander C. T. Geppert Hg., *New Dangerous Liaisons. Discourses on Europe and Love in the Twentieth Century*, New York/Oxford 2010, 33–56; ders., *The Making of Romantic Love. Longing and Sexuality in Europe, South Asia, and Japan, 900–1200 CE*, Chicago/London 2012.

12 Friedrich Schlegel, *Lucinde*. Ein Roman, Berlin 1799 (Erstausgabe). Auf der L’Homme-Tagung „Romantische Liebe? Zur Geschichte und Wirkmacht eines Konzepts“, die – organisiert von den beiden Herausgeberinnen dieses Heftes – am 15. Juni 2012 in Wien stattfand, hat Wolfgang Müller-Funk in seinem Vortrag „Unvollständigkeit. Romantische Liebe und komplementäre Geschlechterkonstruktionen“ u. a. eindringlich an die große Bedeutung dieses Schlüsselwerkes der Frühromantik und sein damals geradezu revolutionär anmutendes, als skandalös rezipiertes Geschlechterkonzept erinnert.

13 Vgl. die Zusammenschau einer solchen Entwicklung des Forschungsfeldes bei Ingrid Bauer, Christa Hämmerle u. Gabriella Hauch, *Liebe widerständig erforschen. Eine Einleitung*, in: dies., *Liebe, wie Anm.* 1, 9–35, bes. 14–19.

genuin europäisches Liebeskonzept, wie William Reddy zuletzt noch einmal betont hat?<sup>14</sup> Und welche zeitgenössischen ‚Spielarten‘, Brechungen und Widersprüche sind auszumachen, wenn der bisherige Fokus auf (bildungs-)bürgerliche und (spät-)kapitalistische Gesellschaften dezentralisiert wird? In den Beiträgen des vorliegenden „L'Homme“-Heftes werden Fragen wie diese aufgegriffen und in sehr unterschiedlichen Kontexten durchgespielt, empirisch wie konzeptionell. Was die hier veröffentlichten Fallstudien miteinander verbindet, ist ihr unkonventioneller, zum Perspektivenwechsel herausfordernder Zugang: etwa über populäre Quellen wie lebensgeschichtliche Interviews, Ratgeberkolumnen und Leser\_innenbriefe sowie Paarkorrespondenzen, mit denen sich eine bloße Top-Down-Perspektive überwinden lässt; durch die Erweiterung des Blicks über heterosexuelle Kontexte hinaus oder die Überschreitung der räumlichen Grenzen Europas.

Benno Gammerl eröffnet den Beitragsteil mit der Frage nach „Queer Romance?“. Dabei verbindet er empirische Befunde mit allgemeinen Überlegungen zum Verhältnis von Homosexualität und romantischer Liebe, in die heteronormative Vorgaben lange essentiell eingeschrieben waren. Solche Vorgaben haben im Rahmen eines schwullesbischen identitätspolitischen Diskurses immer wieder dazu geführt, kritisch über repressive oder subversive Bedeutungen und Funktionen einer Aneignung beziehungsweise Zurückweisung romantischer Konzepte zu reflektieren. Wie frauenliebende Frauen und männerliebende Männer damit in ihren konkreten Lebens- und Liebeszusammenhängen umgehen, steht dann im Zentrum der weiteren Ausführungen Gammerls, die sich eine klare Unterscheidung der beiden Begriffstraditionen von romantischer Liebe zunutze machen und sich nicht nur am literaturhistorischen Romantikbegriff – *romanticism* –, sondern auch an alltagskulturellen Praktiken und Vorstellungen im Sinne von *romance* orientieren. Mit einer solchen Differenzierung lasse sich zudem herausarbeiten, wie in den gelebten romantischen Liebesmustern der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts Elemente des älteren Codes aufgegriffen, umgearbeitet oder verworfen werden. Basis für diese Rekonstruktionen sind lebensgeschichtliche Interviews und ihre narrativen Argumentationen aus einem Forschungsprojekt zu Homosexualität und Gefühlsleben auf dem westdeutschen Land. Der Fokus liegt auf dem Zeitraum zwischen 1960 und 1990, über den sowohl die anfängliche gesellschaftliche Diskriminierung als auch die zunehmende Akzeptanz gleichgeschlechtlicher Lebensweisen und damit auch unterschiedliche Generationserfahrungen auslotbar werden. Dieses differenzierte Potential einer – so der Autor – „queer-feministischen Geschichte romantischer Liebe“ wird noch erweitert, wenn im Kontext erinnernden Erzählens das Thema der ersten Liebe und ihre biographische Relevanz im Zentrum stehen und damit für manche Lebensgeschichten auch die Frage, wie frühere heterosexuelle Erfahrungen in die Erzählmuster von Menschen integriert werden, die später gleichgeschlechtlich leben.

<sup>14</sup> Reddy, Making, wie Anm. 11.

Claire Langhamer ortet in ihrem Beitrag zu „Everyday Advice on Everyday Love“ für die Mitte des 20. Jahrhunderts, konkret die 1940er bis 1960er Jahre, eine besonders spannende Phase der Emotionsgeschichte in Großbritannien – vor dem Hintergrund des Entstehens neuer Formen von Individualität und von steigenden Ansprüchen an Selbstverwirklichung, zunehmenden Eheschließungen und abnehmendem Heiratsalter. Bei der Entscheidung für das Eingehen ehelicher Bindungen kam es zu einer markanten Verschiebung der Balance zwischen Pragmatismus und Liebe und *sex* und *romance* wurden – eng miteinander verknüpft – in ein neues Konzept moderner Liebe eingepasst. Gleichzeitig haben, wie die Autorin ausführt, mit dieser *emotional revolution* einhergehende Widersprüche und Verunsicherungen den Expertenstatus von Ratgeber\_innen für Herzensangelegenheiten mit Autorität aufgeladen und den entsprechenden *problem pages* in Massenmedien eine lebhaft anwachsende Leser\_innenschaft gebracht. Das differenzierte Plädoyer der Historikerin, Quellengenres wie dieses für emotionsgeschichtliche Analysen zu nützen, wird durch eine in den Beitrag eingebaute Fallstudie überzeugend untermauert. Langhamer hat dafür Ratgeberkolumnen in zwei zentralen britischen Frauenzeitschriften gesichtet. Die zwischen ratsuchenden Leserinnen und ratgebenden sogenannten *agony aunts* ablaufende Kommunikation versteht sie als aussagekräftigen – das damals Denkbare und Sagbare widerspiegelnden – *cultural space*, in dem authentisches persönliches Fühlen und normierende Verhaltensregeln konflikthaft aufeinander stoßen. Diese Spannungen und Widersprüche zwischen kollektiven Gefühlsstandards und individuellen emotionalen Erfahrungen konnten auch die *agony aunts* nur bedingt ausgleichen. Die von ihnen gemachten Vorschläge eines zwischen Pflichten und Selbstverwirklichung austarierenden „proper management of feelings“ wurden immer wieder von der Pluralität im Alltag gelebter Liebe überrollt.

Barbara Asens mit den vielklingenden Zitaten „Vom ‚Götterfunken der Liebe‘ bis zu ‚des Papstes heil‘gem Segen“<sup>15</sup> umschriebener Beitrag ist aus einem Forschungsprojekt entstanden, das uns zum Themenschwerpunkt dieses „L’Homme“-Heftes motiviert hat.<sup>15</sup> Er untersucht vergleichend zwei umfassende Briefbestände aus der ersten Phase einer Liebesbeziehung. Die schreibenden Paare stammen beide aus katholischen Milieus Österreichs – der 1870er Jahre einerseits und der Zeit von 1959 bis 1963 andererseits. Das sind zwei historische Kontexte, in denen sich das bürgerliche Ehe- und Familienmodell als soziale Norm bereits durchgesetzt oder, in der spezifischen Situation nach dem Zweiten Weltkrieg, re-etabliert hat. Asen zeigt, dass damit verbunden gleichzeitig Religion und Kirche – wenn auch von Männern und Frauen unterschiedlich

---

15 Das von uns geleitete, vom österreichischen Wissenschaftsfonds (FWF) finanzierte Forschungsprojekt „(Über) Liebe schreiben? Historische Analysen zum Verhandeln von Geschlechterbeziehungen und -positionen in Paarkorrespondenzen des 19. und 20. Jahrhunderts“ hinterfragt – unter Anwendung eines offenen Liebesbegriffs – u. a. kritisch die Wirkmacht des romantischen Liebeskonzepts und seiner zeitgenössischen Ausformulierungen im brieflichen Beziehungshandeln von Paaren unterschiedlicher sozialer Milieus. Mitarbeiterinnen sind Barbara Asen, Nina Verheyen, Ines Rebhan-Glück und Brigitte Semanek.

gedeutet oder praktiziert – große Bedeutung hatten, was sich im konflikthaften Aushandeln von Liebes- und Eheperspektiven ebenso manifestiert wie in Form einer facettenreichen religiösen Liebesmetaphorik. Beides beinhaltet Elemente des Konzepts romantischer Liebe – sei es schwärmerisch oder sachlich formuliert oder sei es kritisch beziehungsweise positiv gewendet. Angesichts des konstatierten Bias einschlägiger Forschungen auf protestantische Lebenswelten sind zukünftige Studien zur Geschichte der Liebe aufgerufen, die „Hochzeit“ des Katholizismus, mit seinem spezifischen Eherecht, mit den zeitgenössischen Ausformulierungen eines romantischen Liebesideals genauer zu untersuchen, nicht zuletzt in Hinblick auf die Frage nach ihrer Einpassung in Vorstellungen der Geschlechterdifferenz und -hierarchie.

Im „Forum“ der vorliegenden „L'Homme“ wird in zwei weiteren Beiträgen zum Heftschwerpunkt eine kulturübergreifende Perspektive verfolgt. Unter dem herausfordernd fragenden Titel „Keine romantische Liebe in Afrika?“ kritisiert Heike Schmidt, dass die historische Liebesforschung „überwiegend auf die Paarung von Liebe und Individualisierung im Paradigma der westlichen Moderne“ und damit auf ein ethnozentrisches Konzept insistiert. In Verbindung mit einem generell geringen Erkenntnisinteresse an Afrika südlich der Sahara habe das einen forschenden Blick auf affektive Praktiken und Bedeutungen in dieser Weltregion entweder ganz verstellt oder diese seien vielfach als „nachholend, kopierend, lernend, defizitär oder schlicht exotisch“ interpretiert worden; der ‚Westen‘ sei damit *silent referent* und Afrika in seiner Diversität ungesehen geblieben. Die zentralen Quellenbestände in Kolonial- und Missionsarchiven – Gerichtsakten und Petitionen – hätten wiederum die Zugänge einer afrika-bezogenen Geschlechtergeschichte eher auf den Fokus „Konflikt“ fixiert. In der Folge diskutiert die Autorin Forschungsbeispiele, denen es gelingt, aus diesem mehrteiligen Korsett auszubrechen.

Der jüngsten emotionsgeschichtlichen, die außereuropäische Perspektive mit einbeziehenden Studie von William M. Reddy geht Claudia Olk in einer umfangreichen kommentierenden Besprechung nach. Seine Monographie „The Making of Romantic Love. Longing and Sexuality in Europe, South Asia, and Japan, 900–1200 CE“ ist eine vergleichende Betrachtung des Verhältnisses von Liebe und Sexualität in westlichen sowie süd- und ostasiatischen Kulturen. Dabei bleibt der Terminus *romantic love* – Reddy postuliert sie als „westliche Schlüsselemotion“<sup>16</sup> – für deren Modell einer Dialektik von gefühlvoller Liebe und sexuellem Begehren reserviert; ein solcher Dualismus sei – so seine zentrale These – aus der Konzeption der *courtly love* im Europa des 11. und 12. Jahrhunderts erwachsen. Diese literarische und lebensweltliche Adelsmode habe eine spiritualisierte, die körperliche Begierde kontrollierende und überwindende Liebe propagiert. In zeitgleichen Texten und Praktiken hinduistischer Traditionen und solchen in der japanischen Kaiserelite sei hingegen eine integrative, Sexualität und

16 So Reddy in: Wie schreibt man die Geschichte der Gefühle? William Reddy, Barbara Rosenwein und Peter Stearns im Gespräch mit Jan Plamper, in: Werkstatt Geschichte, 54 (2010), 39–69, bes. 40f.

Spiritualität nicht als Gegensätze betrachtende Konzeption von Liebe aufzufinden. Claudia Olk weist in ihrem Kommentar auf den teilweise kursorischen und theoretisch-methodisch eklektischen Charakter von Reddys Ausführungen hin. Auch seine an ein psychoanalytisches Instrumentarium angelehnte Lesart hochmittelalterlicher Literatur, die Freud sozusagen ins 11. und 12. Jahrhundert rückprojiziert, betrachtet sie kritisch. In ihrer Bilanz vermerkt sie zudem, dass diese Studie auch den Begriff der romantischen Liebe letztlich anachronistisch verwende und überkommene Dichotomien festschreibe, die Geschlechterordnung ebenso betreffend wie die Kontrastierung der europäischen und außereuropäischer Kulturen.

Mit dem Zugang von Reddy wird noch einmal deutlich, wie weit die Eckpunkte auseinander liegen, zwischen denen die Konfigurationen von romantischer Liebe aufgespannt sind – auch im vorliegenden „L’Homme“-Heft: von einem gleichsam seit dem 11. Jahrhundert ungebrochenen „common Western way of feeling“ an dem einen Ende der Skala, der einmal mehr die ‚Wurzeln‘ und die Entwicklung dieses Liebeskonzepts in Europa festschreibt, bis hin zum eher locker und weit verwendeten Oberbegriff am anderen Ende. Hier wird – offen bleibend für Mehrdeutigkeiten – auf emotional aufgeladene und sexuell grundierte Paarbeziehungen in ihrer ganzen hetero- wie homosexuellen Vielfalt verwiesen und dabei auch die Fixierung auf die ‚westliche‘ Welt überschritten. Heike Schmidt folgert daraus in ihrem oben vorgestellten Beitrag, dass romantische Liebe als historische Analysekategorie gleichzeitig „empty and overflowing“ sei, und zwar in einer ähnlichen Weise wie Joan Scott dies für das soziale Geschlecht postuliert habe. Damit stellt sich die Frage, wie sinnvoll es ist, diese Kategorie für weitere Forschungen aufzugreifen: Würde eine radikale Historisierung des Terminus vielleicht weiter führen, etwa um Liebe, wie Caroline Arni das vorschlägt, künftig überhaupt als „definitionsoffenen Begriff“ zu verwenden, der „anschlussfähig“ ist für vieles, was die Binnenseite von Paarbeziehungen ausmachen kann: „Fürsorge, Respekt, Leidenschaft, Freundschaft“,<sup>17</sup> sowie Kalkül, Konflikte, materielle Interessen etc.? Aber vielleicht funktioniert das nur für die Praxen von Liebe, die – wie die empirischen Beispiele in diesem Heft zeigen – jedenfalls sehr viel heterogener, pragmatischer, auch komplexer und widersprüchlicher sind als Liebeskonzepte im Allgemeinen, und jenes der romantischen Liebe im Besonderen.

Wie immer, geht eine Reihe von Beiträgen auch in dieser Ausgabe von „L’Homme“ über das Schwerpunktthema hinaus, in unterschiedlicher Form. „Gefühle als geschichtsmächtige Kategorie“ sind der rote Faden „Im Gespräch“ der Herausgeberinnen mit der Historikerin Ute Frevert, einer international führenden Proponentin der Geschichte der Gefühle, die seit 2008 Direktorin eines solchen Forschungsbereichs am Max-Planck-Institut für Bildungsforschung in Berlin ist. Verfolgt wird hier eine auch

---

<sup>17</sup> Caroline Arni, Amor und die Schuhfabriken. Erzählung der Ehekrise, Erzählung des „Ich“, in: L’Homme. Z. F. G., 14, 2 (2003), 225–243, 240; vgl. auch dies., Entzweigungen. Die Krise der Ehe um 1900, Köln/Weimar/Wien 2004.

kulturübergreifende Forschungsstrategie, die Emotionen aus jener Naturalisierung heraushebt, die ihnen die Neurowissenschaften in ihren Experimenten zugrunde legt. Im Gespräch werden konzeptuelle Perspektivierungen der Geschichte der Gefühle ebenso deutlich wie Wissenschaftsgeschichte angesprochen oder über romantische Liebe reflektiert wird; besonders wichtig ist Frevert dabei eine Verbindung der Emotionsgeschichte zu Fragen nach Herrschaft und Politik, Ökonomie und Moral, was sie am Beispiel eigener Forschungen erläutert.

Wir freuen uns besonders, dass in diesem Heft auch Arbeiten zweier früherer „L'Homme“-Herausgeberinnen vertreten sind. Ute Gerhard und Karin Hausen gehören seit den 1970er Jahren, als die Frauen- und Geschlechterforschung sich ihren Platz im wissenschaftlichen Diskurs und in den Universitäten gegen anhaltende Widerstände erst erkämpfen musste, zu den unermüdlichen und besonders einflussreichen Pionierinnen dieser Entwicklung. Ihre vielen Forschungs- und Theoriebeiträge haben mittlerweile Generationen von Wissenschaftler\_innen geprägt, sie kennen ‚ihre‘ Disziplinen – gerade aus einer kritisch-feministischen Sicht – so gut wie wenige andere. Umso spannender und grundlegender liest sich daher der Aufsatz in „L'Homme-Extra“, den Ute Gerhard aus Anlass der Hundertjahrfeier der Deutschen Gesellschaft für Soziologie verfasst hat. Sie zeigt darin zum einen die lange verschüttet gebliebenen Traditionen und Interventionen, die frühe Kritikerinnen oder Vertreterinnen der entstehenden Soziologie eingebracht haben – von Jenny P. d'Héricourt im Frankreich des späten 19. Jahrhunderts über Wissenschaftlerinnen im Umfeld der deutschen empirischen Sozialforschung um 1900 bis hin zu Viola Klein, einer der ersten professionellen Soziologinnen. Die meisten dieser Frauen, die in Verbindung mit ihren Forschungen auch essentielle Aspekte der soziologischen Geschlechter- und Gesellschaftstheorien ansprachen und aus einer feministischen Perspektive heraus kritisierten, wurden später dennoch vergessen beziehungsweise aus dem disziplinären Diskurs gedrängt – so dass die im Zuge der Zweiten Frauenbewegung entstandene sozialwissenschaftliche Geschlechterforschung, die Gerhard im zweiten Teil ihres Beitrages gekonnt bilanziert, wieder von vorne beginnen musste und ihre „Vorfahrinnen“ erst erforschen sollte.

Karin Hausens vor kurzem erschienenes Buch „Geschlechtergeschichte als Gesellschaftsgeschichte“, das eine Auswahl ihrer wichtigsten Aufsätze sowie – bislang unveröffentlicht – eine reflektierende Bestandsaufnahme der Rezeption ihres bekannten Aufsatzes zur Polarisierung der „Geschlechtscharaktere“ enthält, wird im Rezensionsteil dieses Heftes von Eve Rosenhaft vorgestellt. Dabei wird noch einmal deutlich, welche zentralen Felder der Wirtschafts-, Technik- und Sozialgeschichte sie – indem sie Quellen systematisch auch gegen den Strich gelesen hat – der Frauen- und Geschlechtergeschichte erschloss und wie nachhaltig sie die *master narratives* der Geschichtswissenschaften in Frage stellt. Das Buch wurde mit dem René Kuczynski-Preis 2012 ausgezeichnet, die Preisrede Karin Hausens zu diesem Anlass erscheint in der nächsten „L'Homme. Z. F. G.“. In der jetzigen finden Leser\_innen außerdem Rezensionen zum Themenschwerpunkt oder anderen Neuerscheinungen, einen Bericht von Levke

Harders „Aus den Archiven“ der Amerikanistik sowie einen von Gabriella Hauch verfassten Nachruf auf Gerda Lerner. Die im letzten Heft begonnene Kommentarreihe zum neuen Maskuli(ni)smus wird fortgesetzt durch einen Beitrag von Rolf Pohl, der die antifeministische Männerbewegung und deren geschlechterpolitisches, nicht zuletzt auf Angstabwehr gegenüber Frauen und ‚weiblicher‘ Sexualität ausgerichtetes Programm aus sozialpsychologischer Perspektive erläutert. Auch so wird – leider – das Konzept der romantischen Liebe dekonstruiert.

*Ingrid Bauer und Christa Hämmerle*